

## **Hauptsache mitmachen**

**In seinem Urteil zum Zulassungsverfahren für das Medizinstudium forderte das Bundesverfassungsgericht, die Bedeutung des Abiturs zu relativieren und andere Eignungsfeststellungen stärker zu gewichten. Damit rücken Tests und Auswahlgespräche in den Fokus. Doch was bringen sie eigentlich?**

Von Gudrun Sonnenberg

Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule (RWTH) Aachen, Immatrikulationsbüro. Studienplatzbewerber stehen in der Schlange, um sich einzuschreiben. Mal checken, welche Unterlagen eigentlich einzureichen sind. Huch, da ist ja ein Selbsttest verlangt! Das wird knapp ... aber dann, Erleichterung: Der Test lässt sich einfach mit beliebigen Antworten durchklicken. Denn: Das Ergebnis spielt gar keine Rolle für die Immatrikulation. Das nordrhein-westfälische Hochschulgesetz verbietet, die Ergebnisse zu verwenden. Wichtig ist also nur der Nachweis der Teilnahme.

Aber was soll dann der Test – der übrigens einen guten Ruf über die RWTH hinaus genießt?

„Er ist ein Instrument der Selbstreflexion“, sagt Prof. Dr. Aloys Krieg, Mathematiker und Prorektor der RWTH. „Wer ihn ernsthaft bearbeitet, bekommt Hinweise auf Stärken und Schwächen und sieht, wo er nacharbeiten muss.“ Diejenigen schrieben außerdem bessere Klausuren und hätten nach zwei oder vier Semestern doppelt so viele Creditpoints wie jemand, der sich nur durchgeklickt habe. Diesen statistischen Zusammenhang hat die RWTH bei ihren Bauingenieuren evaluiert, sagt Krieg. Seine Schlussfolgerung: „Wer sich ernsthaft mit dem Test auseinandersetzt, ist motivierter und arbeitet nach.“

### **Motivierte Studierende gesucht**

Solche Studierende zu unterrichten, macht Spaß, sie haben gute Noten, kommen schnell voran und brechen ihr Studium nicht ab. Doch sie zu finden, ist nicht einfach. Das Abiturzeugnis, das eigentlich die Studierfähigkeit und das Leistungsvermögen in einzelnen Fächern bescheinigen soll, verliere an Aussagekraft, beklagen Hochschulvertreter und Arbeitgeber. Schon seit längerem ist von einer „Noteninflation“ die Rede – die Zensuren würden

immer besser, die tatsächlichen Leistungen dagegen nicht (jedenfalls nicht jene Leistungen, die sich Professoren und Ausbilder wünschen, wie Rechtschreibung und Rechnen). Zudem ist im Bildungsflickenteppichland Deutschland kein Abitur wie das andere. Das bestätigte Ende vergangenen Jahres das Bundesverfassungsgericht: Die Noten seien nicht mehr bundesweit vergleichbar, urteilte es im Verfahren um die Rolle des Numerus Clausus bei der Zulassung zum Medizinstudium. Deshalb sollten Hochschulen stärker auf eigene Auswahlverfahren setzen und mindestens ein Kriterium hinzunehmen, das nichts mit den Schulnoten zu tun hat, so das Gericht.

Tatsächlich experimentieren auch jenseits der Medizinstudiengänge viele Hochschulen in den vergangenen Jahren mit Eignungsfeststellungsverfahren. Sei es, um der Bewerberflut Herr zu werden, sei es, um die Zahl der Studienabbrüche zu senken. Dabei geht es im Falle der Studienanfänger nicht um fachspezifische Voraussetzungen, wie das Beherrschen eines Musikinstruments oder das Latein. Sondern gemeint ist die Feststellung von Fähigkeiten und Kompetenzen in jenen Fächern, für deren Studium die allgemeine Hochschulreife ausreichen könnte, wo jedoch aufgrund hoher Bewerberzahlen Kriterien für die weitergehende Auswahl gefunden werden müssen. Die Hochschulgesetze der Länder stecken den Rahmen dafür unterschiedlich weit ab. Zudem differieren an den Hochschulen die Auffassungen darüber, welcher Aufwand sich lohnt.

„Wir finden, die Professoren sollten entscheiden“, sagt Prof. Dr. Wolfgang A. Herrmann, seit mehr als 20 Jahren Präsident der Technischen Universität München (TUM). Hier fänden jeden Sommer sage und schreibe 5000 bis 6000 Auswahlgespräche für zulassungsbeschränkte Fächer mit jenen Studienbewerbern statt, deren Notenschnitt keine direkte Aufnahme hergibt, sagt er. In den Runden sitzen den Kandidaten immer mindestens zwei Personen gegenüber, von denen mindestens eine ein Professor ist. Ein Aufwand, der seinesgleichen sucht, und den die TUM nur bewältigt, weil sie auch aufgrund ihres großen Drittmittelbudgets viel Personal einsetzen kann, das bestätigt Herrmann. „Die Kollegen sind belastet“, räumt er trotzdem ein. Jedoch führe der Aufwand zu dem positiven Ergebnis, dass die Lehrkräfte es anschließend mit motivierten und loyalen Studierenden zu tun hätten, die seltener durch die Prüfungen fielen, sodass die Zahl der Wiederholungsprüfungen sinke. Ginge es nach Herrmann, bekämen die Professoren noch mehr Gewicht im Verfahren.

Gerne würde er auch die Motivationsschreiben wieder einführen, die die TUM bis 2006 in einer Experimentierphase fordern konnte, bevor der Landtag sie in der Gesetzgebung mit dem Argument „juristisch nicht belastbar“ wieder abschaffte. Nach der kommenden Wahl im Freistaat Bayern will Herrmann auf eine Novelle des Gesetzes drängen: Stärker die persönlichen Lebensumstände der Bewerber berücksichtigen, mehr Entscheidungsmöglichkeiten in die Hand der Professoren legen, sei das Ziel, sagt er.

Einwände gegen solche Strategien kommen von Daniel Wilhelm, Psychologe und Studienberater in der Zentralen Studienberatung der Universität Bielefeld und Sprecher des AK Qualitätsmanagement in der Studienberatung in der Gesellschaft für Information, Beratung und Therapie an Hochschulen e. V. „Die meisten Professoren sind für standardisierte Auswahlgespräche nicht geschult“, sagt er. Gegenüber anderen Methoden, ob Langzeitmessung, wie sie das Abitur abbilde, oder einem Aufnahmetest, bringe ein persönliches Gespräch durch eine ungeschulte und subjektive Person die schlechteste Prognoseleistung von allen, einen Studienerfolg vorauszusagen. Und tatsächlich bleibt unklar, welche Wirkung die Münchner Verfahren tatsächlich haben. Denn die Statistik der TUM sagt zwar, dass die Abbrecherquote in den Studiengängen mit Eignungsfeststellung geringer sei als in Studiengängen, die zulassungsfrei und somit ohne Eignungsfeststellung seien. Doch das könnte auch damit zu tun haben, dass sich in den zulassungsfreien Fächern mehr ungeschulte Menschen einschreiben. In Aachen, wo die Abbrüche in den zulassungsfreien Fächern teils über 50 Prozent liegen, melden sich zehn Prozent der Studienanfänger zu keiner einzigen Prüfung an. Nicht auszuschließen, dass da vor allem das Semesterticket zur Einschreibung motivierte, meint Prorektor Krieg.

„Man sollte, wenn möglich, Eignungsfeststellungsverfahren einführen“, sagt dennoch der Präsident des Verbands technischer Universitäten TU9 und Rektor der Universität Stuttgart, Prof. Dr. Wolfram Ressel. Er ist Mitautor einer Studie der TU9 und der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften (acatech) über Studienabbrüche in den Ingenieurstudiengängen, die im vergangenen Jahr veröffentlicht wurde und die die positive statistische Korrelation zwischen Studiengängen mit Eignungsfeststellungsverfahren und dem Studienerfolg bestätigte. Ressel wünscht sich mehr Verbindlichkeit; zumindest, dass die Studierenden selbst auf Testergebnisse reagieren müssen, wo die Hochschulen

es nicht dürfen, und ihre Wissenslücken etwa in Vorbereitungskursen auffüllen müssen, die ihnen jetzt nur auf freiwilliger Basis angeboten werden können. Hier ist die Politik gefragt. Ressel gibt sich vorsichtig optimistisch: „Unser Gutachten ist in den Landesministerien gut angekommen.“

Und RWTH-Prorektor Krieg hofft, dass die noch junge schwarz-gelbe Landesregierung Nordrhein-Westfalens die bereits vorliegende Gesetzesnovelle umsetzt, die die Studierenden zumindest nach zwei Semestern verpflichtet, sich beraten zu lassen, wenn die Studienleistung zu wünschen übrig lässt. Denn, so Krieg, gerade die technischen Hochschulen kämpfen derzeit mit besonders stark veränderten Voraussetzungen bei ihren Studienanfängern. Da es nach wie vor hauptsächlich Männer sind, die sich in diesen Fächern einschreiben, schlägt die Verjüngung durch den Wegfall der Wehrpflicht sowie die verkürzte Schulzeit gleich doppelt zu Buche. Zu den Folgen gehörten Anfängervorlesungen mit fast doppelt so vielen Teilnehmern wie vorgesehen, weil so viele Wiederholer dabei seien. Oder Exzesse der Krankmeldung vor Klausuren – bei 30 000 in einem Semester liege der Rekord, berichtet Aloys Krieg – seit das dafür mitverantwortliche System der automatischen Anmeldung zur Wiederholungsprüfung abgeschafft ist, seien es „nur“ noch 3000 Atteste pro Semester. „Viele Studierende realisieren erst vor den Klausuren, was nötig ist“, sagt er und legt den Finger in die Wunde der technischen Studiengänge: „Wir brauchen eine bessere Studieneingangsphase.“

### **Geringer Unterschied durch Tests**

So sieht es auch Daniel Wilhelm von der Universität Bielefeld. Diese verzichtet auf eigene Zulassungsverfahren, obwohl sie 60 Prozent der Bewerber in zulassungsbeschränkten Fächern zur Teilnahme an Tests verpflichten könnte, wie es die RWTH tut. „Wir wählen zurzeit nur über die Abiturnote und die Wartezeitquote aus“, sagt Wilhelm. „Der Zuwachs der prognostischen Qualität durch einen Test wäre so gering, dass sich der Mehraufwand in vielen Fächern nicht lohnt.“ Nur für Bewerber der Gesundheitswissenschaften und in der technischen Fakultät gebe es Self Assessment Tools. „Damit die Bewerber sich vorab mit ihrer Studienwahl auseinandersetzen können und nicht enttäuscht abbrechen“, sagt er. Ein gut gemachter Test könne viel bringen, meint Wilhelm, vorausgesetzt, die Bewerber könnten tatsächlich etwas mit den Ergebnissen

anfangen. „Die Testgläubigkeit bei jungen Erwachsenen ist sehr hoch“, hat er beobachtet. „Dabei sind die meisten Tests eher als Anregung zu verstehen, über welche weiteren Studienfelder man noch einmal nachdenken sollte.“ Erst recht, wenn Tests den Antworten der Bewerber lediglich die Einschätzungen von Studierenden höherer Semester und Fachexperten entgegensetzen, müssen die Ergebnisse relativiert werden.

Optimal wäre daher, wenn die Bewerber die Testergebnisse mit geschulten Beratern besprechen würden. Und: „Wir sollten uns fragen, was wollen wir eigentlich testen“, sagt Wilhelm. „Mit der Bologna-Reform wollte man eigentlich dahin kommen, dass im Studium Persönlichkeitsentwicklung und Soft Skills gefördert werden. Jetzt geht es nach allen Vorgaben aus der Politik doch wieder nur um die Regelstudienzeit. Die Frage ist, was ist eigentlich gesellschaftlich gewollt?“ In eine ähnliche Richtung denkt Dr. Andreas Botzlar, zweiter Vorsitzender des Ärzteverbands Marburger Bund. Der Mediziner testete vor allem Fertigkeiten und sei ein „verkappter Intelligenztest“. Doch den Studiengang mit Bravour abzuschließen, reiche nicht, um ein guter Arzt zu sein: „Es ist auch wichtig, die Fähigkeiten zu Empathie und Kommunikation abzufragen.“ Die allerbeste Lösung jedoch sei, so Botzlar, wenn es wieder mehr Studienplätze und weniger auszusieben gäbe.

*Erschienen als Titelgeschichte in duz Deutsche Universitätszeitung 03/2018,  
Seite 29-31*